

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich **Mr. 1.60.** Monatlich **55 Pfg.** Postzeitungliste Nr. 4092 a, 6. Nachtrag

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergepaltene Zeitzeile oder deren Raum **15 Pfg.**, für Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur **10 Pfg.**, auswärtige Anzeigen **20 Pfg.** Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 52.

Mittwoch, den 3. März 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Patriotismus und Loyalität.

Zwei schöne Worte das, — Worte, welche zu Zeiten das Herz hoch schlagen lassen und edles Denken und Fühlen erwecken. Der französische Bauer, der vor hundertundfünfzig Jahren unter die Axt kam, um das Vaterland der Revolution gegen die fremden Bundesgenossen des landesverrätherischen Königs zu verteidigen, war stolz auf den Namen Patriot; und wenn er sang:

Mourir pour la patrie.

C'est le sort le plus beau le plus digne d'honneur.

Für's Vaterland zu sterben,

Ist das schönste und erhabenste Loos.

dann bedeutete ihm das Vaterland, für das er sein Blut zu vergießen bereit war, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die politische Gleichberechtigung, die Befreiung von Trud und Elend. Die schönen Ideale haben sich nicht erfüllt, wenigstens nicht in der Hauptache, allein dem „Patriot“, der dem Vaterland im Liebe das Leben anbot, war es ernst mit der Vaterlandsliebe, in der sich all sein Hoffen und Streben zusammendrängte und Millionen haben auf dem Altar des Vaterlandes ihr Blut hingegeben — als Patrioten. Wer steht nicht bewundernd vor solchen Patriotismus?

Und Loyalität! Das Wort, welches eigentlich Gefeglichkeit, Gefegesliebe heißt, spielte zuerst eine geschichtliche Rolle in der englischen Revolution. Die Stuarts, jenes Geschlecht, das sich für ewige Zeiten von Gott auf den Thron Englands berufen glaubte, war durch englisches Volks- und Landesgesetz des Thrones für verlustig erklärt worden. Neue Herren stürmten sich jedoch nicht um das Volks- und Landesgesetz; sie wollten die Verfassung umstürzen und ihr verrottetes Regiment, sammt allem alten und faulen Munde mit Feuer und Schwert wieder aufrichten.

Zu jenen Zeiten des Kampfes der bürgerlichen Geseglichkeit gegen die geistlich und waterlandslojen Umsturzbestrebungen des englischen Gottesquadenstums bekam das Wort Loyalität einen ebenso guten Klang, wie ein Jahrhundert später das Wort Patriotismus. Wie dieser bedeutete es die Errungenschaften der Revolution, Freiheit und Fortschritt. Es ist deshalb sehr unglücklich, wenn ein konservatives Blatt uns jetzt, wo man den hundertsten Geburtstag des vorletzten Königs von Preußen und ersten deutschen Kaisers zu einem nationalen Festtag erheben will, — die Loyalität und den Patriotismus der Engländer vorhält, bei denen es ein volles Jahrhundert lang Sitte gewesen sei, jeden, der dem konstitutionellen Monarchen seine Huldigung verweigerte, als unpatriotisch und unloyal gesellschaftlich zu ächten. Ganz richtig ist das zwar nicht; denn es war doch nur ein kleiner Theil des englischen Volkes, freilich ein sehr einflussreicher, bei dem diese Sitte vorherrschte; und es fällt uns auch sicherlich nicht ein, diese Sitte verteidigen zu wollen. Thatsache ist aber, daß sich damals in der Loyalität und dem Patriotismus, roh und intolerant wie diese Gefühle sich äußerten, die Liebe zur Freiheit, die Hingebung an die Revolution ausdrückte, welche das Land von dem elenden Pfaffen-, Junker- und Polizeiregiment der Stuarts erlöste hatte.

Wie steht es dagegen heute mit der Loyalität und dem Patriotismus, die für den hundertsten Geburtstag des vorvorigen Beherrschers von Preußen und Deutschland angerufen werden?

Ueber die Feier selbst und deren geschichtliche und politische Berechtigung wollen wir uns hier nicht des Näheren auslassen. Die Persönlichkeit des zu Feiernden gehört der Geschichte an. Es ist bekannt, welche Rolle der „Prinz von Preußen“ im Jahre 1848 gespielt hat und wie damals der Volkszorn, besonders nach den Vorfällen des 18. März, sich gerade gegen ihn richtete. Aus der Geschichte wissen wir, daß der Prinz von Preußen 1849 in Baden gegen die Vertheidiger der Reichsverfassung kämpfte, und daß infolge dieser Kämpfe Duzende, die in idealer Begeisterung für die deutsche Freiheit und Einheit gefochten, als Rebellen standrechtlich erschossen wurden. Wir wissen, durch welche feltame Verwickelung der Dinge der Prinz-Regent in einen Gegensatz zu der herrschsüchtigen, in die Befugnisse des Monarchen eingreifenden Junkerklasse vor seiner Thronbesteigung kam. Wir wissen,

daß unter König Wilhelm durch die Armeeorganisation der preussische Verfassungskonflikt ausbrach.

Es ist bekannt und aus einer Reihe von verbürgten Aeußerungen des Fürsten Bismarck, sowie aus den Aufzeichnungen des verstorbenen Kaisers Friedrich in seinem Tagebuch geht dies unzweifelhaft hervor, daß Kaiser Wilhelm erst nach und nach dem Gedanken der Reichsgründung näher gebracht wurde.

Was das Reich dem arbeitenden Volke gebracht hat, wissen wir Alle. Die Bismarcksche Politik mit dem Kulturkampf, dem Sozialistengesetz und der Aera Stieber-Krüger, daneben das Lindengericht der Sozialreform, dessen geringe Wirkungen aber den Arbeitern durch ungezählte Verfolgungen und Maßregelungen bei Wahrnehmung ihrer berechtigten Interessen vergällt wird.

Also das ist das geschichtliche Bild der Persönlichkeit des Monarchen, dessen 100. Geburtstag als nationaler Festtag begangen werden soll.

Und nun betrachten wir uns die Loyalität und den Patriotismus, an welche für die geplante Feier appelliert wird.

Worte sind nichts — und je schöner die Worte, desto mehr werden sie mißbraucht. Was Worte bedeuten, sieht man erst, wenn man sich die Leute betrachtet, welche die Worte im Munde führen. Wer sind sie, welche sich für diese „Nationalfeier“ im Namen der Loyalität und des Patriotismus besonders engagieren? Wenn wir von den Behörden absehen, deren politisches Programm so schwankend und zickzackmäßig es sein mag, doch gewiß kein freihändlerisches und kein fortschrittliches ist, so sind es in erster Linie die reaktionärsten, der Freiheit und dem Fortschritt feindlichsten Elemente in Deutschland. Geschäftspolitiker, jeden Augenblick bereit, die Monarchie ohne Brodvertheuerung der Republik mit dem Antrag Kanitz zu opfern; Mammonsdienste, die von zwei Geldsack-Republiken; Frankreich und den Vereinigten Staaten, das Recht der Falschmünzerei erbetteln; „treue Vasallen“, die, wenn ihre Interessen in Frage kamen, noch nie aufgestanden sind, gegen ihren Souverän frech zu konspirieren.

Von keiner Partei oder Parteigruppe, die einen irgendwie vollschämlichen Charakter hat, weder von dem Zentrum, noch von den verschiedenen freisinnigen und bürgerlich-demokratischen Fraktionen, noch endlich von der Sozialdemokratie ist der Gedanke der Hundertjahrfeier ausgegangen oder wird er besonders befürwortet. Ein Umstand, der für sich allein genügt, um das Nichtzutreffen des Titels: Nationalfeier zu zeigen, denn die genannten Parteien und Fraktionen vertreten die weitaus größere Hälfte des deutschen Volkes.

Daß diejenigen, welche bei der Reichsgründung des Winters 1870/71, unbekümmert um die nationalen Interessen und ohne Rücksicht auf dieselben ihre Rechnung gefunden haben, ein Gedächtnisfest feiern, das finden wir natürlich, und wir sind die letzten, ihnen das zu verargen. Nur sollen sie nicht verlangen, daß auch die mitmachen, denen die Reichsgründung in ihren Folgen auch viel Uebles gebracht hat.

Und das verlangen die Parteien, die sich an die Spitze der Agitation für die Hundertjahrfeier gestellt haben. Sie fordern es nicht naiv, nicht aus unbewußter Rücksichtslosigkeit, sondern in der berechneten Absicht, die Majorität des deutschen Volkes vor ihren eigenen: den Reaktionskarren zu spannen.

Im Laufe des Winters schrieb uns ein Freund, der Gelegenheit hat, einen Blick in den Regenspiegel der junkerlich-reaktionären Vorder- und Hintermänner zu werfen:

„Warnen Sie die Partei vor den Iden des März! Die Iden kommen in diesem Jahr einige Tage später — am 22. März statt am 15. Desto größer der Schlag, der geplant wird. Das Sedan-Jubiläum war nur ein kleiner Vorgeschmack!“

Wir wußten, daß unser Gewährsmann recht hatte. Die denunziatorisch-heyerische Sprache der meisten auf die Zentenar- (Hundertjahr-) Feier bezüglichen Preßfundgebungen sind unmöglich mißzuverstehen. Und wenn heute schon Sozialdemokraten, die ihre von der landläufigen abweichende Meinung über die Reichsgründung aussprechen, von der Rednerbühne herab verhaftet werden, so können wir uns ungefähr vorstellen, was die reaktionäre Preßmeute, die für die Hundertjahrfeier am hitzigsten arbeitet, im Schild führt und über uns verhängen möchte, wenn es ihr gelänge, den Sinn des Volkes zu

verwirren, ihre freiheitsfeindlichen Ziele in Forderungen der Loyalität und des Patriotismus umzufälschen, und jeden, der nicht einstimmt, zu einem Vaterlandsverräther zu stempeln. Ein Fest der Loyalität und des Patriotismus das heißt in dem Munde dieser uniauberer und rüchtländigen Organe eine Ergie der Seruilität, des Streberthums, der Nothheit und der Unterdrückungssucht.

Sehen wir doch, welche Hoffnungen diese reaktionäre Preße bereits aus der Tischeide, die der deutsche Kaiser vorgestern auf dem 8. des Brandenburger Provinzial-Landtages gehalten, geschöpft hat.

Ja, wir warnen vor den Iden des März! Hinter der loyal-patriotischen Preß-Melange für die Hundertjahrfeier verbirgt sich eine neue Pay gegen die Sozialdemokratie, gegen die Preßfreiheit und gegen das allgemeine Wahlrecht. Eine Verschwörung der sämtlichen Parteien des Umsturzes von oben.

Wagen die Genossen auf der Hut sein vor Denunziationen! Auf Majestätsbeleidigungen wird förmlich gelaunert. Jedes unüberlegte Wort kann zu einer schweren Anklage benutzt werden.

Die deutsche Sozialdemokratie aber wird die unter dem Deckmantel der Loyalität und des Patriotismus geplanten Attentate auf die heiligsten Rechte des Volkes zu vereiteln wissen.

Nieder mit dem Umsturz und den Umstürzern!
„Vorwärts“.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Novelle zum Invaliditäts-Versicherungs-Gesetz ist nunmehr dem Reichstag zugegangen. Danach sollen künftig nur die Hälfte der Renten von der die Rente festsetzenden Anstalt getragen und die andere Hälfte auf alle Versicherungsanstalten nach Maßgabe ihres Vermögensbestandes am Ende des jeweils abgelaufenen Rechnungsjahres vertheilt werden. Ferner wird eine höhere Normirung der während der ersten zwanzig Jahre der Beitragsleistungen festzusetzenden Invalidenrente festgesetzt. Nach dieser Beitragszeit fallen dafür in Folge der geringeren Steigerungssätze die Invalidenrenten um so niedriger aus. Die Altersrente erfährt gleichfalls eine geringe Erhöhung; sie soll künftig nur aus dem Grundbetrage der Invalidenrente (60, 90, 120, 150 und 180 Mk.) und dem Reichszuschuß bestehen. Von den Abänderungen technischer Natur ist zu erwähnen, daß die Gültigkeitsdauer der Quittungskarte unbeschränkt ist und für längere Zeiträume Marken ausgegeben werden sollen. Um die kostspielige Aufbewahrung der Quittungskarten abzuschaffen, ist die Vernichtung der Quittungskarten und die Uebertragung ihres Inhalts auf Sammelkarten zugelassen. Die Doppelmarken für die Selbstversicherung sind fortgefallen; die Selbstversicherung soll in jeder Lohnklasse zulässig sein. Die Wartezeit für die Renten ist nicht unerheblich gekürzt und für die vorgelegte Zeit der Nachweis über die „vorgelegte Lohnarbeit“, der zu Mißbräuchen geführt hat, so gut wie beseitigt. Die Erlangung der Invalidenrente ist infolgedessen auch erleichtert, als für die Feststellung der Erwerbsunfähigkeit dem freien Ermessen der Versicherungsanstalt größerer Spielraum gelassen ist. Schließlich sind die Versicherungsanstalten hinsichtlich ihrer Vermögensverwaltung unter eine schärfere Aufsicht gestellt worden.

Zur neuesten Kaiserrede will die „Berliner Zeitung“ von „zuverlässiger Seite“ erfahren haben, daß die Worte des Kaisers zum Theil weit schärfer waren, als das Wolffsche Telegraphenbureau weitverbreitet hat. In Bezug auf die Sozialdemokratie forderte der Kaiser auf, uns von dieser Pest zu befreien, die unser Volk durchseucht. Wolff spricht statt dessen nur von einer „Krankheit“. Die Sozialdemokratie, so erklärte der Kaiser mit erhobener Stimme, müsse „ausgerottet werden bis auf den letzten Stumpf“. Aus dieser kräftigen Wendung wurde im offiziellen Text ein mattes „muß überwunden werden“. „Ich werde mich freuen“, sagte der Kaiser, „jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, er sei edel oder unfrei.“ Aus diesem der Zeit des Feudalismus entnommenen Gegensatz machten die Redaktoren „sei er Arbeiter, Fürst oder Herr“. Schließlich hat der Kaiser

Arbeit und Dichtung.

Unter obigen Titel veröffentlicht Dr. Alexander Tille in Glasgow in der „Frankfurter Zeitung“ einen äußerst interessanten Artikel, der eine Kritik des von uns bereits früher erwähnten Buches von Dr. Karl Bücher „Arbeit und Rhythmus“ (Leipzig, S. Hirzel, Nr. V des 17. Bandes) bildet. Nach einer längeren, unsere Leser weniger interessierenden Einleitung heißt es:

Bücher's Untersuchung geht aus von der Arbeitsweise der Naturvölker. Nicht die Arbeit überhaupt fehlt diesen, wie so oft angenommen wird, sondern das ausdauernde geduldige Arbeiten an einer Aufgabe, deren Erfüllung nicht dem Zwecke dauernder persönlicher Ausstattung dient. Um der Natur jener primitiven Menschen zu entsprechen, muß die Arbeit beschaffen sein wie der Tanz, dem alle wilden Völker eine merkwürdige Ausdauer widmen, d. h. sie muß rhythmisch gegliedert sein. Jede fortgesetzte Inanspruchnahme des gleichen Muskels bringt ja Ermüdung hervor und zwar dies um so mehr, je andauernder der Muskel angestrengt wird und je ungleich die Kraftauswendung ist, welche die einzelnen Bewegungen erfordern. Die erforderliche Kraftauswendung richtig zu erkennen, das sind die beiden Grundvoraussetzungen geistlicher Arbeit. Und nichts ist so ermüdend und aufreibend wie unaufhörlich wechselnde große Körper- und Geistesanstrengung, oder gar das dauernde Nebeneinanderstehen beider. Die Ausschaltung der Aufmerksamkeit wird dadurch zu einem wichtigen Zuge bei der Arbeitsleistung. Sie läßt sich am besten dadurch erreichen, daß an Stelle vieler einzelner wohlüberlegter Bewegungen eine automatische, rein mechanische gesetzt wird. Erfolgt die Kräfteausgabe in einem gewissen Gleichmaß, sodas Beginn und Ende einer sich wiederholenden Bewegung immer zwischen denselben räumlichen und zeitlichen Grenzen liegen, so gestaltet sich die Kräfteausgabe am wirtschaftlichsten, und das sichert dieser Arbeitsweise auf die Dauer den Vorzug vor allen anderen. Der Bau unserer Knochen, namentlich der vier Hauptknochen unserer Extremitäten, ist ein Gegenstück zu der Ausschaltung aller zu verschwenderischen Anlagen auf dem Wege der natürlichen Entwicklung. Nun besteht jede Arbeitsbewegung aus einem stärkeren und einem schwächeren Bestandteil, sei es nun Stoß und Zug, Hebung oder Senkung. Dadurch kommt ganz von selbst das Element des Rhythmus in die Arbeit, und dieser tritt auch ins Bewußtsein bei denjenigen Arten der Arbeit, bei denen die Verührung der Hand oder des Fußes und späterhin des Werkzeugs mit dem zu bearbeitenden Stoffe einen Ton hervorbringt, wie beim Schlagen, Stampfen, Sägen. Dieser Tonrhythmus ist durch den Arbeitsrhythmus bedingt, wirkt aber sofort auf diesen zurück, indem er das Festhalten des gleichen Zeitmaßes der Bewegung unterstüßt und die Arbeit der Kontrolle aller Derjenigen unterstellt, die ihren Schall hören.

Ein wie wichtiges Element Letzteres ist, geht z. B. daraus hervor, daß die moderne Schreibmaschine

sich bei Prinzipalen und Bureauvorstehern mit deswegen großer Beliebtheit erfreut, weil ihr Klappern und die Geschwindigkeit der aufeinander folgenden Anschläge ein vorzügliches Mittel sind, den Fleiß der einzelnen Kommis zu beobachten, und dem Federkauen ein jähes Ende bereiten. Dieser günstige Erfolg wächst noch, wenn zum ersten noch ein zweiter oder gar ein dritter Arbeiter kommt, wodurch sich die Leistung des einzelnen leicht verdoppeln oder gar vervierfachen löst. Um nicht Alles aus dem Takt zu bringen, muß selbst der mit fort, der von Verufe einander auf germanischem Boden neckten, wissen wir z. B. aus der „Mosaik“ des Aufonius, wo die Bauern wegen ihrer Langsamkeit der Gegenstand der Spottlieder des Wanderers und Schiffers sind, oder aus dem Harbarthsjoch der Edda, wo Thorm und Thorr sich als Krieger und Landmann schelten. Zu seiner höchsten Ausbildung ist das im Gleichakt Arbeiten von je her in den taktischen Bewegungen von Heeren zum Ausdruck gelangt, wo

„Hunderttausend Handen, gingen, räumten
Als Schmelzen sie zum einzigen Organen.
Als lege ein Gehirn sie in Bewegung,
Als ob des Führers bloße Willensregung
Die Hand und Arme selbst der leuchtenden Hähne
Am Fuß zugleich zu heben schon geübte.“

Zomit läßt sich die Tendenz zu rhythmischer Bewegung für alle Arbeitsverrichtungen in Anspruch nehmen, die sich gleichmäßig wiederholen, und der natürliche Mensch muß nicht nur eine noch größere Reizung und Wichtigkeit der rhythmischen Körperbewegung besitzen haben, sondern auch noch viel häufiger als der mit kompliziertem Handwerkszeug begabte Kulturhandwerker vor der Nothwendigkeit längerer Wiederholung einer einfachen Bewegung gestellt gewesen sein. Man vergleiche nur das Klappen eines Stacks Holz durch eine Wälschelscheibe mit dem durch einen guten Habel! Wo durch Verührung des Körpers oder des Handwerkszeugs mit dem Stoffe ein Ton auftritt, da kommt, wo mehrere Menschen im Gleichakt arbeiten, wie beim Dreschen, fast immer eine Art Melodie da u. Aber diese Melodie ist etwa's Sekundäres Untergeordnetes. Das Primäre ist der Rhythmus. Und wo zur stärkeren Hervorhebung der natürlichen Melodie der Arbeit der in Ermangelung einer solchen Melodie zu ihrem Erlaube sich ein Gesang einstellt, auch da bleibt dieser Satz wahr. Denn das rhythmische Element ist etwas Selbstständiges. Es wohnt weder der Musik noch der Sprache ursprünglich inne. „Es kommt von außen und entstammt der Körperbewegung, welche den Gesang zu begleiten bestimmt ist und ohne welche es überhaupt nicht vorkommt. Darum hat jede Arbeit, jedes Spiel jeder Tanz sein besonderes Lied, das bei keiner anderen Gelegenheit gesungen wird, und da die Maßverhältnisse der Körperbewegung bei verschiedenen Individuen verschieden sind, so hat bei manchen Naturvölkern Jedermann seinen eigenen Gesang, über dessen Besitz er eifersüchtig wacht.“ Wo das Arbeitslied ohne die begleitende Arbeit austritt, da braucht es künstliche Hilfsmittel, um den rechten Rhythmus zu erhalten, sei es nun Stampfen, Händeklatschen, wie noch heute bei den schottischen Na-

tionallängen Reel und Highland-Schottisch, beim bairisch-österreichischen Ländler und den Indianertänzen, oder sei es ein Schallinstrument, zunächst Trommel, Klassel oder Klapper. Wahlslieder, Webelieder, Klöppellieder sind uns aus den verschiedensten Theilen der Erde und den verschiedensten Zeiten bezeugt, und wer hört in Bastisliedern wie

Reiß ich Dir ein Weischen aus,
Mach ich mir ein Weischen draus
nicht das Klopfen des Knaben mit dem Messer auf den
astlofen Weidenzweig, um die Rinde vom Holze zu lösen
und so die Röhre zum Weischen zu gewinnen? Gerade
in der Welt der Kinderstube sind die Lieder, die ihren
Rhythmus einer begleitenden Handlung entnehmen, noch
zu Hunderten anzutreffen. Von dem „Süsse liebe Rinne“,
das das Schwingen der mittelalterlichen Wiege begleitete,
bis zu dem Kinderhoppliede, mit dem man ein Kind auf
dem Knie auf und nieder bewegt:

Schade, schade, weiter — wenn er fällt, da leit er,
fällt er in den Graben — fressen ihn die Raben usw.
oder zu den anderen:
So lahn, so lahn die Tärchen; so reiten, so reiten die
Verrchen
So lahn, so lahn die Tärchen; so reiten, so reiten die
Verrchen

oder bis zu dem weiteren Reime, mit dem man in
Sachsen ein Kind auf dem Rücken „Hode-mäste“ trägt:
Hode hode, Wähe — der Bettelmann hat Wähe,
pat ne alle Kuh geschlacht, — hat die Heide nicht reine gemacht.
allüberall ist es derselbe Zug, der das Bezeichnende bil-
det. Einzelarbeit nebst Gesellschaftsarbeit, Arbeiten im
Haupttakt und Arbeiten im Gleichakt sind die drei
Hauptformen der primitiven Arbeit. Und ihnen entsprechen
gleichartige Lieder. Zur ersten Gruppe gehören zum Bei-
spiel die Flachsreiß- und Flachsbruchgesänge, die Spinn-
lieder, die Wasserschöpflieder, zur zweiten Dresch-, Stampf-
und Klastergesänge, zur dritten die Seilziehlieder, Fag-
ziehlieder, Fugschlägerreime, Schiffsarbeitslieder, Sänten-
traglieder, Mäschlieder. Die Letzteren sind bei primi-
tiven Völkern nicht selten von wunderbarer Eintönigkeit
und harmoniren darin herrlich mit dem von ihren Sän-
gern beliebten Hähnenmarsch. Oft bestehen sie nur aus
einem halben Dugend Silben oder Wörtern, oft sind sie
ganz sinnlos. Die Eigenschaft des Wanderns, daß es
keineswegs im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen.
Wer hat nicht schon einmal darunter gelitten, daß eine
wandernde Gruppe eine Stunde lang die „kleinen
Regerlein“ sang, welche unaufhörlich in die Strophe aus-
münden:

Ein kleines Regerlein. — Das war so ganz alleine,
Da hat sich eine Frau genommen — Da waren's wieder zehn!
Oder wer hat niemals untergleichen Umständen den Sang
vernommen:
Kommst Du der Liebe — heimliche Triabe?
Kommst Du das Klopfen in meiner Brust?
Und die neununddachtzig, und die achtunddachtzig, und die sieben,
sechsen, fünfen, vierunddachtzig,
Und die dreiunddachtzig, und die zweiunddachtzig, und die einund-
achtzig, und die achtzig.
bis herab zu den
„Und die minus eins, und die minus zwei?“
Studenten:

Stefan vom Grillenhof.

Roman von W. Kautsky.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Gräfin warf ihrer vorsorglichen Zofe einen dankbaren Blick zu, sie war wohl selbst von ihrem Stärkungsbedürfnis überzeugt, denn sie trat sogleich in das Speisezimmer, wo das Dejeuner bereits serviert war. Sie trank ein Glas Wein und aß ein Stück Pastete, welche Frau Therese von Wien mitgebracht hatte, mit sehr gutem Appetit.

Dann setzte sie ihren Hut auf, warf eine Mantille über ihre Schulter, und nachdem sie mit ihren spitzen Fingerchen in den Weißtesself gegriffen, der neben der Thür hing und sich ein Wischen Weihwasser in das Gesicht sprengt, trat sie mit einem andächtigen Seufzer ihre bedeutungsvolle Fahrt an.

Sie hatte dem Kutscher die Weisung gegeben, nach dem Freistritzgraben zu fahren. Als sie nach halbkündiger Fahrt an dem Thaleinschnitt anlangte, wo derselbe seinen Anfang nahm, stieg sie aus und befahl dem Kutscher, zu warten.

Das Wetter war prachtvoll schön, ein Spaziergang in dieses enge Thal, aus dem der Duft des Nadelwaldes und der frisch sprossenden Gräser ihr so würzig entgegengebrungen, mochte wohl sehr natürlich und durchaus nicht auffällig erscheinen.

Die Gräfin schlenderte langsam dahin, sie betrachtete die Landschaft, sie horchte dem Gesang der Vögel, sie pfückte hier und da eine Blume, sie that ihrer brennenden Ungeduld Gewalt an, Alles, um dem ihr nachgehenden Wagenlenker, so unbefangen wie möglich zu erheitern. Als sie aber bemerkte, daß sie in einer Biegung des Weges seinen Augen entschwunden war, nahm sie sogleich ein überrasches Tempo an. Was sie durch fünf-

zehn Jahre völlig unberührt gelassen, das ersuchte sie jetzt fast mit Ungestüm. Den Weg konnte sie nicht fehlen, es gab nur den einen.

Von beiden Seiten schlossen allmählich ansteigende Berglehnen ihn ein, sie kannte ihn überdies. Wie oft war sie ihn als Kind mit ihrem Vater gewandelt, lustig und guter Dinge, heute erschien er ihr so lang, so mühevoll. Sie begegnete Niemand, es blieb lauschig still, und doch war die Natur voll Geräusch.

Die Quellschen, die hier reichlich von dem Gebirge herabströmten, plätscherten und glucksten, wenn sie durch Steine beengt sich ihren Weg suchen mußten; aus dem Walde rechts und links ertönten durch das Zwitschern der Vögel hindurch vereinzelt Schreie und dann gab's wieder ein Knistern und Rasseln, ein Stein kam herabgerollt, jetzt schwirrte ein Raikäfer surrend an ihr vorüber.

Bertha blickte einen Moment in die Höhe, sie sah über sich den tiefblauen Himmel, dann spähte sie wieder zu beiden Seiten des Weges. Die Luft war dünn und klar, so daß die Waldesschatten tief schwarz erschienen und daneben blendender Sonnenglanz über den Wiesen lag. Keine Spur von Dunst oder Nebel; alle Gegenstände hoben sich infolgedessen in ihren Konturen scharf ab, das Haus des Stadtbauers hätte man schon von Weiten erkennen müssen; es wollte sich jedoch noch immer nicht zeigen, und doch mußte es sich hierum befinden.

Der Graben wurde jetzt breiter, und dann verengte er sich abermals, der Weg machte eine Biegung und plötzlich hatte sie die hochaufragende Bergwand der Hochalpe vor sich, die das Thal wie eine Mauer abschloß. Es war ein schöner und doch beängstigender Anblick. Der Bergries war bis zur Hälfte mit dunklen Tannen bekleidet, dann kam dünnes Kienholz, dazwischen schon einzelne Schneeflächen, der übrige Theil war eine steile, starre Felsmasse, in deren Vertiefungen und

Schluchten glitzernde Schneefelder sich ausdehnten, wodurch ihre Zerrissenheit und Belüftung erst recht sichtbar wurde.

Da aber war traurige Rede. Es lag etwas Geisterhaftes in dieser aufstrebenden in Licht getauchten Masse, über welcher das Himmelblau des wolkenlosen Firmamentes dunkel sich abhob. Und so nahe erschien es, und immer näher rückte das schneeige Ungethüm, als drohte es herabzustürzen und alles hier Lebende unter seiner eisigen Umarmung zu begraben. Die Gräfin blieb festschend stehen, ein Grauen überkam sie, ein entsetzliches Gefühl des Verlassenseins. Sie fürchtete sich weiter zu gehen, sie fürchtete sich, dem Berge näher zu kommen. „Hier kann nichts Lebendes mehr sein, hier ist das Ende,“ sagte sie halbblau, und sie erschraf dabei über den eigenen Ton ihrer Stimme. „Ich will zurück!“

Sie dachte nicht daran, daß tausend Fuß höher die Alm war und daß die Sennerin daselbst den ganzen Sommer über verweilen mußte; aber ein Weiter gab es in der That nicht, als 6000 Fuß über den Berg hinüber, gegen den man von hier aus langsam hinanstieg. Die Gräfin zog ihr Sackloch und führte es gegen die feuchte Stirn. In dem Augenblick vernahm sie einen pfeifenden, hohlen und schrillen Ton, er kam aus den Lüften. Ueber ihr kreiste mit langsamem, mächtigen Flügelschlag ein Geier. Sie stieß einen Schrei aus und fing an zu laufen, thalab gewendet. Sie war noch nicht weit gekommen, als sie abermals horchend stehen blieb. Was war das? Sie hatte einen dem vorigen ähnlichen Ton vernommen, diesmal näher, schärfer, schien er von der Seite zu kommen. Verfolgte sie der Geier? Nein, nein, sie täuschte sich nicht, sie hörte es jetzt ganz deutlich, es war das Schreien eines kleinen Kindes. Ihr Herz klopfte. „Hier muß das Haus sein!“ rief sie. Und ohne sich zu besinnen, ohne sich von diesem neuen, sprungartig sie erfassenden Gefühle Rechnung zu

